

Bericht der Kirchenleitung der EKKPS für die 6. Tagung der XIV. Synode der EKKPS vom 15. bis 18. November 2006

Teil A: Bericht des Bischofs

Frau Präses, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

den Bischofsbericht auf der 6. Tagung der XIV. Synode der Kirchenprovinz beginne ich mit einer Erinnerung an die 1. Tagung der 1. Synode, die vor genau 60 Jahren stattgefunden hat. Präsidium und Kirchenleitung waren der Meinung, dass wir trotz voller Tagesordnung und anstehenden anstrengenden Themen nicht darauf verzichten sollten, uns daran zu erinnern, wo wir herkommen. Im weiteren Bericht werde ich dann nicht oder nur wenig zu den Punkten der Tagesordnung sprechen, zu denen es ja jeweils eigene Vorlagen und ausführliche Berichte – schriftlich oder mündlich – geben wird. Ich möchte Ihnen heute Abend etwas zu dem sagen, wie nach meiner Einschätzung unsere Kirche sich zur Zeit findet und vor welchen, vor allem geistlichen, Herausforderungen wir jetzt miteinander stehen.

Ich erbitte Ihre Aufmerksamkeit und Ihr Mitdenken für acht kleine, allerdings unterschiedlich lange Kapitelchen mit folgenden Schwerpunkten:

1. Vor 60 Jahren begann alles mit Gebet... - Unsere Provinzialsynode von 1946
2. Kirche der Freiheit – Die EKD denkt über die Zukunft der Kirche nach
3. Den Menschen nahe sein – Die wichtige Rolle unserer Amtshandlungen
4. Die Taufe hilft uns, über Mission neu nach zu denken
5. Geistliche Herausforderungen Ost – über die EKD hinaus
6. Erschrecken über den Tod von Pfarrer Weisselberg
7. Thesen zur Situation der Föderation
8. Anmerkungen zu gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Tage

Also:

1. Vor 60 Jahren begann alles mit Gebet.... – Unsere Provinzialsynode von 1946

Vor 60 Jahren, nämlich Ende Oktober 1946, trafen die Synodalen der KPS erstmalig nach 1929 wieder zu einer ordentlichen Synodaltagung in der Bartholomäuskirche in Halle zusammen.

Es ist gut, sich zu erinnern und dabei möglicherweise auch zu erkennen, unter welcher guten Bedingungen und unter welcher sicheren Verhältnissen wir heute zusammenkommen können und dass dies damals alles so nicht abzusehen war.

Die damalige Tagung musste sofort nach ihrer Konstituierung unterbrochen werden, weil das gesamte Präsidium zur sowjetischen Militäradministration ziehen musste und versuchen wollte zu erwirken, das Verbot über den Religionsunterricht in der Synode zu verhandeln, wieder aufzuheben.

Die Synode hat die Zeit über in Bangen, Hoffen und vor allem unter Gesang und Psalmgebet und biblischen Lesungen zugebracht. So sicher war es im Jahre 1946 ja nicht, dass Menschen, die zur SMAD gingen, auch wieder zurückgekommen wären. Jedenfalls können wir dankbar feststellen, unsere Synode war von Anfang an eine Synode des Gebetes und des Gesanges. Vermutlich hat ihr das nicht geschadet. Nach etlichen Stunden kam die Delegation etwas bedrückt zurück. Es war ihnen nicht gelungen, die Militärregierung umzustimmen und dieses Ergebnis führt dann zum ersten großen synodalen Konflikt. Weil der damalige Konsistorialpräsident, der uns allen so gut bekannte Lothar Kreyssig, gradlinig und kompromisslos wie er war, sich nicht darauf verstehen konnte, aus politischer Rücksichtnahme sich von der politischen Obrigkeit Vorschriften machen zu lassen. Eine Synode, die in irgend einem Punkt nicht frei sei zu verhandeln, dürfe auch über keinen anderen Punkt entscheiden wollen. Beinahe wäre die Synode geplatzt. Lothar Kreyssig bot sofort seinen Rücktritt als Präsident an und es bedurfte großer Mühe des Präses Müller, dass die ganze Synode nicht schon am ersten Tag scheiterte. Mit 72 zu 65 Stimmen wurde aber für die Weiterarbeit entschieden.

(Später, nach dem Ende der DDR, wurde als ein Kennzeichen für die Kirche in der DDR oft das Wort „Gratwanderung“ gebraucht. War uns das schon am ersten Tag in die Wiege gelegt worden?)

Dann aber hat die Synode eine große und richtungsweisende Arbeit geleistet: Präses Ludolf Müller, unser späterer Bischof, erstattete einen ausführlichen Bericht über die schwierige Wiederbegründung unserer Kirche. Dabei sehen wir mit etwas Neid darauf, mit welchen knappen Mitteln und kurzen Gesetzestexten eine Kirche damals zu leiten war. Die ganze vorläufige Kirchenordnung, die erst 1950 von unserer neuen Grundordnung abgelöst wurde, umfasste 4 Seiten Maschinenschrift, kopiert auf die Rückseite von unbrauchbaren Papieren aus der Vergangenheit. Das „Kirchengesetz über Neubildung der Verwaltung in der Kirchenprovinz Sachsen“ umfasst nur 7 Paragraphen und behandelt alle Verwaltungsebenen - von der Gemeinde bis zum Konsistorium - inklusive der damals noch angedachten neuen Bezirkskirchenämter auf Propsteiebene.

Am Ende des Rechenschaftsberichtes werden von Präses Müller noch vier besondere Themen benannt, die durchaus auch heute einen aktuellen Bezug haben.

1. Unter der Überschrift „Die Erhaltung der kirchlichen Einheit unserer Kirchenprovinz“ bedenkt der Bericht die Folgen, die dadurch eingetreten sind, dass schon 1944 der preußische Regierungsbezirk Erfurt zum Lande Thüringen „geschlagen“ worden ist und das Land Anhalt nunmehr mit der Provinz Sachsen vereinigt worden sei. Präses Müller führt aus:

„Es ist vom staatlichen Standpunkt aus verständlich, wenn die Staatsverwaltung den Wunsch hat, in ihrem Verwaltungsbezirk nur mit einer kirchlichen Verwaltung zu tun zu haben. So ist denn, sowohl von der Provinzialverwaltung in Halle wie von der Landesverwaltung in Weimar, der Wunsch an uns herangetragen, dass die Grenzen unserer Provinzialkirche entsprechend den Grenzen der staatlichen Verwaltungsbezirke geändert werden, d.h., dass der bisherige Regierungsbezirk Erfurt sich kirchlich an die Thüringer Lutherische Kirche angliedert, und dass dafür die Anhaltische Landeskirche an die

Sächsische Provinzialkirche angegliedert wird. Wir haben uns bisher nicht dazu verstehen können, diesem Wunsche zu entsprechen. Alle Kirchenkreise des Regierungsbezirkes Erfurt haben erklärt, dass sie den größten Wert darauf legen, weiter mit der evangelischen Kirche der APU, zu der sie seit 1815 gehört haben, verbunden zu bleiben. Auch in der Landeskirche Anhalt besteht, soweit wir sehen, der Wunsch auf Erhaltung ihrer kirchlichen Selbstständigkeit. Wir bitten daher die Landesverwaltung, dem schon 1918 bei der Loslösung von Westpreußen und Posen aus Preußen aufgestellten Grundsatz, dass Staatsgrenzen keine Kirchengrenzen sind, beizutreten und den Bestand der sächsischen Provinzialkirche in ihrem bisherigen Umfange anzuerkennen.“

2. Unter der Überschrift: „Unsere Stellung zur katholischen Kirche“, wird herausgestellt, dass im Vergleich zu 1929, wo im Konsistorialbericht festgestellt worden ist, dass im Verhältnis zur Katholischen Kirche „erhöhte Wachsamkeit“ geboten sei, es aber nicht zu „irgendwelchen unliebsamen Störungen“ gekommen sei, eine deutliche Veränderung eingetreten sei.

Jetzt, im Jahre 1946, habe sich durch „die gleichen Leiden und Kämpfe zur Zeit des nationalsozialistischen Regimes und die gleichen Aufgaben, vor die uns auch die jetzige Zeit stellt, von selbst eine Annäherung beider Kirchen“ ergeben. Der Präses hebt hervor: „Dass wir heute wohl zum ersten Mal in der Geschichte evangelischer Synoden Vertreter der katholischen Kirche zur Eröffnungssitzung begrüßen durften, ist ein Symbol dieser neuen Beziehungen.“

Auch da ist mittlerweile eine solche Selbstverständlichkeit eingetreten, für die wir nur dankbar sein können.

„3. Unsere Stellung zur Union“

Hier wurden Überlegungen angestellt, ob es nicht besser wäre, die Kirche wieder zu trennen in lutherische, unierte und reformierte Teile, wie das einige gefordert haben. Die Kirchenleitung hat sich damals ganz klar für den Bestand der Union ausgesprochen. Auch wir tun gut, daran auch heute festzuhalten.

Bei einem Thema allerdings lagen die Herausforderungen vollkommen anders als heute.

Unter der Überschrift:

„4. Flüchtlingsfragen und Hilfswerk der Evangelischen Kirche“

wurden die Folgen bedacht, die für unsere Kirche eingetreten sind: „Unsere Gemeinden haben ... vielfach an Seelenzahl um 50 bis 100% zugenommen.“

Die großen Flüchtlingszahlen veränderten die Kirche massiv und waren alles andere als leicht zu bewältigen. Bis heute prägen oft noch die Familien, deren Kinder und Enkel, die damals zu uns kommen mussten, das Bild unserer Gemeinden. Im Rückblick können wir dankbar dafür sein, dass wir sie hatten und haben. Unsere Statistik sähe deutlich schlechter aus, wenn uns diese Brüder und Schwestern nicht bereichert und letztlich gestärkt hätten. Damals, 1946, schien das noch gar nicht bemerkt worden zu sein. Die soziale Not aller, der Einheimischen wie der Flüchtlinge, stand im Vordergrund.

2. Kirche der Freiheit – Die EKD denkt über die Zukunft der Kirche nach

Wer im Jahre 2006 etwas zur kirchlichen Zeitlage sagen will, kommt an dem Perspektivpapier der EKD mit dem schönen Namen „Kirche der Freiheit“ nicht vorbei. Es wird viel diskutiert und z.T. auch heftig kritisiert. Wir in der KPS können uns ganz nüchtern und ohne schlechtes Gewissen auf die Vorschläge und Anregungen der EKD-Perspektivkommission einlassen und vorurteilsfrei prüfen, weil manche der Vorschläge bei uns schon längst diskutiert worden sind und die große Aufregung nicht angebracht ist. Das gilt etwa bei den spannenden Themen der Finanzen, wo für 2030 gelten soll, dass „die Einnahmen aus zusätzlich eingeworbenen Mitteln ... ca. 20 Prozent aller Mittel der evangelischen Kirche ausmachen.“ Dieses Ziel haben wir ja eigentlich schon heute umgesetzt, nicht nur aus eigenem Triebe sondern wohl auch der Not gehorchend.

Auch die sehr schüchternen Aussagen zum Ehrenamt und die Probleme der Abgrenzung zum hauptamtlichen Dienst kennen wir längst. („Leuchtfeuer 5“). Ebenso die Aussage, dass die Fürsorge für unsere Kirchgebäude, „die nicht mehr in der gewohnten Weise landeskirchlich versorgt werden können“, möglichst auf Kirchbauvereine übergehen soll, amüsiert uns mehr, als dass sie uns beunruhigt, haben wir doch schon seit Jahrzehnten keine „gewohnte Weise landeskirchlicher Versorgung“ mehr. Wir durften schon seit geraumer Zeit üben, was es heißt, Verantwortung auf Kirchenkreise und Gemeinden zu übertragen.

Oder: Große Aufregung herrscht über den Vorschlag, es möge im Jahr 2030 nur noch „zwischen 8 bis 12 Landeskirchen geben“. Auch auf diesem Gebiet sind wir schon lange bei der Sache und engagiert.

Freilich sollten wir nun das Perspektivpapier nicht vorschnell beiseite legen: Die EKD nennt dazu einige nicht sehr fröhlich stimmende Daten im Blick auf die Mitgliederentwicklung und die zukünftige finanzielle Lage.

Es hat in der Vergangenheit enorme Abbrüche gegeben. Die Kirchen in Deutschland sind schwächer geworden, was ihre organisatorische Gestalt betrifft, aber auch was ihre Fähigkeit betrifft, Menschen an die Botschaft von Jesus Christus zu binden. Diese Abbrüche werden die Zukunft - Gott sei es geklagt! - mitbestimmen. Sie reichen in die Zukunft hinein, sie setzen sich fort. Das bedeutet in nackten Zahlen ausgedrückt: Wir werden davon auszugehen haben, dass sich die Zahl der Gemeindeglieder bis zu dem Zieldatum 2030 um etwa ein Drittel vermindert, von 26 Millionen auf 17 Millionen. Wir werden gleichzeitig davon auszugehen haben, dass sich die Einnahmen, auf denen die Finanzierung unserer Arbeit beruht, eher halbieren werden. Es gibt geografische Unterschiedlichkeiten, im Osten ist es anders als im Süden Deutschlands; aber das ist, auf das Ganze beschrieben, die Linie, die sich ergibt, wenn sich die allzu gut bekannten Trends fortsetzen.

Dazu wird dann sehr kritisch gefragt: Was passiert, wenn nichts passiert? Wie wird sich unsere Kirche in 25 Jahren darstellen, wenn die jetzt erkennbaren Entwicklungslinien sich ungebrochen so fortsetzen?

Das muss auch für uns gelten. Auch dann, wenn wir manche Prognose nicht ganz so drastisch beschreiben wie die EKD-Kommission, an der Frage, was passiert wenn nichts passiert, kommen auch wir nicht vorbei.

Diese Daten anzusehen, sie Ernst zu nehmen und sich dennoch davon nicht beirren zu lassen, ist eine der wichtigsten geistlichen Herausforderungen, die wir vor allem noch als eine wirkliche geistliche Herausforderung begreifen müssen.

Gerade die Auswirkungen der demografischen Entwicklung auf unsere kirchliche Arbeit ist bei uns immer noch nicht deutlich angekommen, weil sie im praktischen Alltag noch nicht zu sehen ist. In unseren Gemeinden herrscht ein anderer Eindruck vor. Die Zahl der Gottesdienstbesucherinnen und Besucher steigt eher als dass sie sinkt. Die Zahlen der Taufen entwickeln sich positiv. Auch die Finanzen sind längst nicht so dramatisch eingebrochen wie wir Mitte der neunziger Jahren annahmen, dass sie einbrechen würden. Warum also verändern?

Bisher gilt für mich immer noch und verstärkt, was ich der Synode schon im vorigen Jahr beschrieben habe: Bei einem Besuch in einem kleinen Dorf in der Kirchenprovinz sagte mir schon vor mehr als einem Jahr ein Kirchenältester: „Herr Bischof, zu uns müssen Sie nicht extra kommen, bei uns ist alles in Ordnung.“ Auf meine Frage woran er das denn festmache, dass alles in Ordnung sei, lautete die Antwort: „Die Kinder werden alle getauft.“ Das ist in der Tat eine erfreuliche Entwicklung, aber als ich fragte wie viele Kinder denn geboren seien, musste er erst nachdenken und sagte später, nach Rücksprache mit anderen, dass in seinem Dorf in der Zeit von 1991 bis 2005 nur 13 Kinder geboren worden sind. Bei uns ist eben leider doch nicht alles in Ordnung! Nur: Wir merken es noch nicht wirklich. (An den Konfirmadenzahlen des Jahres 2006 könnte man es allerdings leicht merken!) Die Statistik sagt uns zwar, dass das Kleinerwerden unserer Kirche sich etwas verlangsame: Kirchenaustritte gehen zurück, Kircheneintritt und Taufzahlen steigen. Aber diese erfreulichen Entwicklungen fangen immer noch nicht den Schwund auf, den uns das negative Saldo der Zu- und Wegzüge aus unseren Gemeinden und vor allem der Verlust der älteren Gemeindeglieder durch ihr Sterben verursacht. Unsere Kirche wird immer noch kleiner und dem müssen wir uns stellen. Dazu wünsche ich uns Mut, Klarheit und Besonnenheit.

„Gerade aus der Gewissheit des Glaubens muss der Mut folgen, einer Situation in ihrer nackten, unverhüllten Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Möglicherweise ergibt die Analyse, dass einige Befürchtungen übertrieben, aber auch angeblich sichere Hoffnungen vergeblich sind. Der Glaube erleuchtet, erklärt und leitet alles. Er hilft, die Wirklichkeit wahrzunehmen und sei sie ein "Meer von feindlichem Erfolg und eigenem Misserfolg." (Karl Barth)

Das Ziel, das der Rat der EKD mit dem Perspektivpapier verfolgt, lässt sich in wenigen Worten und in großer Schlichtheit beschreiben: Es geht darum, einen Aufbruch anzustoßen, einen Aufbruch für unsere evangelische Kirche auf ihrem Weg in ihre Zukunft; weil die Situation, in der wir uns befinden, und weil die absehbaren Rahmenbedingungen für unser Handeln eben diesen Aufbruch erfordern. Es geht darum, dass wir eine Perspektive gewinnen, dass wir eine einladende, missionarische Kirche werden - wachsen gegen den Trend. Das ist die Kurzfassung des Zieles, wie es in der EKD benannt wird.

Auch wenn immer wieder kritisch zu fragen sein wird, wie sich „Aufbrüche“ in einer Kirche organisieren lassen, deutliche Richtungen werden angezeigt.

Das Papier will dann die möglichen Aktivitäten und Akzentuierungen beschreiben und sagt das in vier Kernsätzen.

- Geistliche Profilierung statt verwaschener Aktivitäten;
- Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit.
- Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Hergebrachtem.
- Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit.

Die Schwerpunkte, die das Perspektivpapier setzt, finden ziemlich breite Zustimmung, das hat die Debatte in der EKD-Synode in der letzten Woche deutlich gezeigt. Differenzen gibt es dann aber in der konkreten Umsetzung in eine alltagstaugliche Praxis.

Der Mut, wirklich konkret zu werden, ist zu bewundern und m.E. nicht zu kritisieren. Ich kritisiere auch nicht, wie es auf der EKD-Synode ziemlich oft zu hören war, dass hier vor allem betriebswirtschaftliche Kriterien angewandt werden und die Kirche wohl mehr „fit für die Börse“ gemacht werden sollte als das es sich um einen geistlichen Aufbruch handeln würde.

In der Tat: Wir sind ja jetzt in unserer Kirche überall „zielführend“. Überall finden sich Leitbilder, und „Leitbildprozesse“ sollen in Kirche und Diakonie aller Orten implementiert werden. Wir führen Mitarbeiterjahresgespräche, treffen Zielvereinbarungen – wir haben Kategorien aus der Wirtschaft in die Kirche hinein genommen - und ich finde das in Ordnung. Aber: bei all dem darf man nicht vergessen, dass Theologie und Glauben im Grunde nicht auf ein Ziel hin argumentieren sondern von einem Grunde her. Sie argumentieren nicht final sondern konsekutiv. Jesus sagt nicht, gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker und lehrt sie und tauft sie, damit die Welt schön werde oder die Kirche groß oder die Leute fromm werden, sondern er sagt, mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, **darum** gehet hin....“ – von einem Grund her.

Und deshalb, denke ich, ist es für uns und unsere kirchliche Situation neben aller „Zielführung“ eben genauso wichtig, sich des Grundes zu versichern, auf dem wir stehen. Wenn es uns nicht treibt, wie die Apostel es sagen, „wir können nicht mehr schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“, wenn es uns nicht treibt, können wir Ziele festlegen, so viele wir wollen, wir werden dort nicht hinkommen. Das ist eine ganz wesentliche Frage. Und deshalb müssen wir uns eben auch überlegen, tun wir genug in unserer Kirche für die Stabilisierung dessen, was unsere Basis ist, tun wir genug für unseren Glauben.

Wenn unser Zutrauen in Gottes Wort nicht stabil ist, wenn wir uns durch alle möglichen Prognosen mehr beunruhigen lassen, als wir uns von Gottes Verheißungen trösten lassen, wenn wir uns vor der Zukunft mehr fürchten, als dass wir gespannt darauf sind, was Gott mit uns noch vor hat, dann helfen uns alle Visionen und Zielvereinbarungen nicht.

Ich wandle einen Satz des Leipziger Theologenkongresses vom September auf unsere Situation um: Wenn der Herr nicht die Kirche baut, saniert Mc Kinsey umsonst. Wenn der Herr uns nicht Raum schafft, rechnet Lischke-Konsulting vergeblich.

Aus dieser klaren Einsicht folgt für mich nun gerade nicht das untätige Abwarten. Ich halte es mit dem großen Pietisten Jakob Philipp Spener, der sagt:

„Sehen wir die Heilige Schrift an/ so haben wir nicht zu zweifeln/ daß Gott noch einigen besseren Zustand seiner Kirchen hier auf Erden versprochen habe. ... Indem wir aber solche Erfüllung hoffen / so will nicht genug sein/ derselben bloß dahin zu warten/ und mit jenen/ die Salomon Narren heisset/ über den Wünschen zu sterben/ sondern es lieget uns allen ob/ daß wir so viel zu Besserung unserer Kirchen getan werden mag/ zu werk zu richten nicht säumig seyen: Und ob wir wohl vor Augen sehen sollten/ daß nicht eben der ganze und völlige Zweck erhalten werden könnte/ aufs wenigste so vieles thun als möglich ist.“

Die EKD plant zur Diskussion des Perspektivpapiers eine „Zukunftskonferenz“ im Januar 2007 in Wittenberg. Wir freuen uns natürlich darüber, dass wir so etwas wie die Gastgeber dieser Konferenz sein können.

Und überhaupt: Das Jahr 2017 mit dem großen Reformationsjubiläum wirft seine Schatten voraus. Immer mehr Gruppen der Gesellschaft entdecken Wittenbergs Bedeutung. Vieles ist in Planung, aber darüber wird einmal gesondert zu berichten sein.

3. Den Menschen nahe sein – Die wichtige Rolle unserer Amtshandlungen

Daneben finden sich wirklich viele gute und vor allem praktische Anregungen für unsere kirchliche Arbeit im Perspektivpapier der EKD und viele dieser Anregungen decken sich auch mit den Erfahrungen, die wir in der letzten Zeit in der KPS sammeln konnten.

Schon im ersten der zwölf „Leuchtfeuer“ des Perspektivpapiers wird die heute so besondere Rolle der kirchlichen Amtshandlungen betont. Die Auswertungen von Kircheneintritten und Wiedereintritten in die Kirche haben ergeben, dass 24% einen Wiedereintritt und 41% einen Kircheneintritt mit der Erfahrung gut und liebevoll gestalteter Amtshandlungen begründen oder zu mindest darauf verweisen, dass dieses Erlebnis den letzten Anstoß gegeben habe.

Die Bedeutung der kirchlichen Amtshandlungen können wir in der KPS nur bestätigen. Auch in dieser Hinsicht war unser Taufthema das richtige Thema zur richtigen Zeit.

Ich gehe davon aus, dass wir uns mit den Amtshandlungen der Kirche in der nächsten Zeit ausführlich werden beschäftigen müssen. Dabei wird vor allem deutlich werden, dass Amtshandlung nicht einfach gleich Amtshandlung ist. An der unterschiedlichen Entwicklung unserer klassischen Amtshandlungen, den „Kasualien“, lässt sich sehr gut die Situation unserer Kirche und ein Stück weit auch die unserer Gesellschaft ablesen.

Ich kann das hier nur andeuten.

Beerdigungen:

Es braucht wahrscheinlich nicht viel Phantasie, um zu erkennen, dass die Beerdigungen eins unserer künftigen Probleme und Fragen sein werden. Hier verändert sich die Lage ziemlich dramatisch. Ich konnte in diesem Frühjahr ein ausführliches Gespräch mit dem Bestatterverband führen und dabei wird schon deutlich: gerade in den Städten passieren z.Z. erhebliche Veränderungen. Etliche auch unserer Gemeindeglieder werden nicht mehr kirchlich beerdigt, weil ihre Kinder gar nicht mehr registrieren, dass die alten Eltern in der Kirche waren. (Manchmal wird auch als Grund angegeben, dass die Pfarrer so schwer zu erreichen seien und man deshalb lieber einen Redner nehme.)

Allerdings nehmen auch die Bestattungen zu, bei denen gar keine Feier mehr, weder kirchlich noch weltlich, passiert. Die Zahl der Teilnehmenden bei Begräbnisfeiern nimmt ab, nicht zuletzt darum, weil die Menschen immer älter werden. Der eigentliche Abschied, z.B. aus dem Berufsleben, liegt lange vor dem Zeitpunkt des Sterbens. Die Kreise werden kleiner und am Ende meinen viele, es reicht die anonyme Wiese für ein Grab. Wir tun gut daran, diesen Fragen genauer nachzugehen und auch das Gespräch mit den Bestattern z.B. auf Kirchenkreis- oder

Landkreisebene wirklich zu suchen. Einige Bestatter bieten jetzt schon Gesprächsgruppen für Trauernde an und wären froh, sie erhielten dabei Unterstützung durch die Kirchengemeinde.

Ein kleiner Lichtblick sind für mich unsere vielen neuen Glocken. Die können doch nun in Stadt und Land genutzt werden, um die Bestattungskultur in unserem Land neu zu beleben. Dabei soll deutlich sein, dass Glocken zum Gebet rufen, auch dann wenn sie etwa geläutet werden, wenn jemand gestorben ist, der nicht zur Kirche gehört. Darüber gibt es unter uns noch viele unterschiedlich Positionen und ich denke, wir sollten offensiv darüber diskutieren.

Trauungen:

Die Zahl der kirchlichen Trauungen ist – wie die Zahl der Hochzeiten überhaupt - schon seit langer Zeit tief in den Keller gefahren. Manche meinen, wieder einen leichten Aufschwung registrieren zu können. Ich wage das nicht zu beurteilen. Deutlich jedenfalls ist, dass es im Lande sehr viel Alleinlebende gibt und dass diese Gruppe noch viel zu wenig im Blick unserer Kirchengemeinden ist. Denn deutlich nimmt die Zahl derjenigen zu, die unfreiwillig allein sind. Sogar die Bildzeitung hat in der letzten Woche das Fehlen verlässlicher Partner als eine der Hauptursachen für den so dramatischen Kindermangel in unserer Gesellschaft benannt. In den Überlegungen zum Taufthema sind wir auf eine Untersuchung aufmerksam gemacht worden, die zeigt, dass die Taufe am wenigsten von alleinerziehenden Elternteilen für ihre Kinder begehrt wird. Taufe scheint in unserer Kirche noch immer sehr stark die „intakte“ Familie zur Voraussetzung zu haben. Auch das ist ein Grund mehr, sich den Alleinlebenden und den Alleinerziehenden deutlicher zuzuwenden und ihre besondere Lebenslage in unserer kirchlichen Arbeit nicht einfach zu ignorieren.

Konfirmation:

Die Zahlen der Konfirmanden sind deutlich gesunken. Das dürften nun auch schon fast alle Kirchengemeinden zu spüren bekommen. Jetzt müssten nämlich alle diejenigen konfirmiert werden, die 1991 nicht mehr geboren worden sind. Das Land hat ja auch mittlerweile fast die Hälfte aller Schulen schließen müssen. Dieselbe Gruppe wird bald fehlen, wenn es gilt, Lehrstellen und Studienplätze zu besetzen. In ca. 10 Jahren werden sie uns dann vor allem auch als mögliche Väter und Mütter fehlen, denn wer nach 1990 nicht geboren wurde, wird 2015 nicht Vater oder Mutter und übrigens auch nicht Kirchensteuerzahler werden.

Um so dankbar können wir dafür sein, dass es durchaus attraktive und neue Formen der Konfirmandenarbeit gibt. Das Konfi-Castel auf Schloss Mansfeld oder der Luther-Spaß in Wittenberg sind hier zu nennen und vieles andere mehr.

Taufe:

Mit besonderer Dankbarkeit blicken wir auf die Taufausstellung im Magdeburger Dom zurück. Das Echo auf diese wunderschöne Ausstellung hat unsere Erwartungen weit übertroffen. Mehr als 70 000 Besucherinnen und Besucher haben die Ausstellung gesehen. Die meisten derer, die Aufsicht führten oder Führungen verantworteten, waren von ansteckender Begeisterung und hätten, wäre es im Dom nicht langsam zu kalt geworden, gern noch weitere Wochen den Besucherstrom „ausgehalten“. Jetzt sind die Taufengel im Landeanflug in ihren Heimatgemeinden. Gebe es Gott, dass sie nun, berühmt geworden und geadelt durch einen Aufenthalt im Magdeburger Dom, zu Hause in den Städten und Dörfern ihres Amtes kräftig walten und Kinder und Erwachsene taufen helfen. Am 11. Dezember wird der ganz neue Taufengel, der mit Hilfe der Landeskulturstiftung hergestellt werden konnte, in die Kirche in Wettin,

Kirchenkreis Halle-Saalkreis, einschweben. Auch das ist eine besondere Freude, die hoffentlich viele mit der Gemeinde in Wettin teilen.

Überhaupt haben wir allen Grund zur Dankbarkeit für das „Taufjahr“ in unserer Kirche. Niemanden wird es verwundern, wenn ich diesen Dank besonders auf eine Person beziehe, nämlich auf unsere Kunstreferentin Bettina Seyderhelm. Sie hat wieder einmal Unglaubliches fertiggebracht.

Besonders froh können wir natürlich darüber sein, dass so viele Kirchenkreise und Gemeinden nun ihrerseits das Taufthema aufgegriffen haben.

Es gab zahlreiche eigene kleine Ausstellungen, schöne Plakate und Fleyer mit den Taufsteinen des Kirchenkreises, viele Gemeindefeste, die als Tauffeste gestaltet worden sind und auch die Tauferinnerung kam nicht zu kurz. Zur Zeit erhalte ich die ersten Rückmeldungen aus Gemeindekirchenräten im Lande, die sich auf meine Bitte hin im Herbst dieses Jahres einmal mit dem Thema Taufe in ihrer Gemeinde als Gemeindekirchenrat beschäftigen sollen.

Spannend und voller neuer Erkenntnisse war ein Patentag, zu dem wir Vertreter und Vertreterinnen aus den Kirchenkreisen nach Magdeburg eingeladen hatten. Die besondere Rolle des Patenamtes in seiner doppelten Ausrichtung als Dienst in der Familie und als kirchliches Amt verdient es, genauer betrachtet zu werden. Früher überwogen eindeutig die „familienbezogenen“ Anteile. Es wäre aber vermutlich falsch, heute ein rein „kirchliches“ Amt daraus machen zu wollen. Die Dinge liegen komplizierter und sind doch so sehr wichtig für die Begleitung der Anfänger im Glauben.

(Übrigens: Das Patenamt scheint vornehmlich weiblich zu sein. Als einer der anwesenden Paten einräumte, dass die praktische Tätigkeit seines Patenamtes von seiner Frau erledigt würde, schien ein Damm zu brechen: Von allen Seiten wurde dies so bestätigt und auch etliche Frauen berichteten davon, dass sie sich neben ihrer eigenen Patenkinder im Grunde auch noch um die Patenkinder ihrer Ehemänner kümmern müssten.) Wir können nur empfehlen, solche Pateneinladungen einmal auf der Ebene des Kirchenkreises durchzuführen.

4. Die Taufe hilft uns, über Mission neu nachzudenken

Ohne eine wirkliche Auswertung des Taufjahres in unserer Kirche vorweg zu nehmen, lassen sich doch gerade für unsere „Kernaufgabe“, eine missionarische Kirche zu sein, enge Verbindungen zum Taufthema herstellen. Wie wir hier unter unserer speziellen Situation praktisch Mission treiben können, können wir besonders gut am Beispiel der Taufe erläutern.

Dass Taufe und Mission es miteinander zu tun haben, belegt allein schon der Hinweis, dass einer unserer zentralen Bibeltexte in Matthäus 28 einerseits als Taufevangelium gelesen wird, andererseits aber die Überschrift „Missionsbefehl“ tragen kann.

Ich nenne im Folgenden 15 knappe Thesen, die einige praktische Ableitungen aus den Erfahrungen mit dem Thema Taufe in den letzten beiden Jahren belegen können.

1. Statistik und Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen weisen es deutlich aus: Zuerst und vor allem haben wir ein „Kircheneintrittsproblem“, nämlich viel stärker als ein Austrittsproblem. Diese Ausgangslage führt uns geradezu

zwingend zum Thema Taufe, denn in der Taufe gründet die Mitgliedschaft in der Gemeinde Jesu.

2. Der Rückblick auf die hinter uns liegenden 15 Jahre und ihre missionarischen „Erfolge“ zeigt uns: Anders als erwartet haben wir Menschen ohne Bezug zu Glauben und Kirche in größerer Zahl nicht über die zentrale Mitte, also über die Arbeit der „Kerngemeinde“, erreichen können sondern am äußersten Rand der Volkskirche.
3. Wir haben dort Zugang zu Menschen gefunden, wo wir für sie eine Aufgabe hatten (Kirchbau-, Glocken- und Orgelvereine; Chöre und Bläsergruppen; Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie, Kindergärten und Schulen; kleine engagierte Gruppen im Kontext des konziliaren Prozesses).
4. Die Taufe ist möglicherweise ein missionarischer Zugang zu diesen Menschen, weil damit die eingefahrenen Gleise traditioneller Evangelisations- und Missionskonzeptionen und –strategien an den Stellen verlassen werden, die für die kirchliche Situation im Osten Deutschlands besonders interessant werden können.
5. Die Taufe führt in die zentrale Mitte des Glaubens und sie klammert die konkrete Frage nach der Kirchenmitgliedschaft nicht aus. Über die Taufe werden volkscirchliche Traditionen mit der zentralen Mitte unseres Glaubens verknüpft.
6. Erstaunlicher Weise können auch stark säkularisierte Menschen mit „Taufe“ etwas verbinden. Jedenfalls mehr als mit vielen anderen evangelistischen Ansätzen, die im Grunde alle über „Belehrung“ und „Kurse“ ansetzen. Die Taufe nimmt ihren Ansatz beim klaren „Ja“ Gottes zu den Menschen.
7. Die verschiedenen Taufausstellungen in Kirchenkreisen und Gemeinden in Parallele zur Ausstellung im Dom haben gezeigt, dass viele Menschen in unseren Gemeinden, aber auch außerhalb der Gemeinden, verschiedene Stücke der Tauferinnerung (Patenbriefe, Taufkleider, Taufgeschenke etc.) besitzen. Es gibt einen Bezug zur Taufe in zahlreichen Familien, auch wenn dort schon über Generationen nicht mehr getauft worden ist.
8. Die Taufe hat einen konkreten biographischen Bezug zum einzelnen Menschen. Über die Taufe kann es gelingen, Zuspruch und Anspruch des Evangeliums mit der konkreten Biographie eines konkreten Menschen zu verbinden. („Wir haben die Menschen in „Massen“ verloren, werden sie aber nur einzeln wieder gewinnen können.“)
9. Die Taufe hat eine deutliche Beziehung zu einem zentralen Thema der gesellschaftlichen Diskussion: Familie und Kinder. Das Vertrauen in Gottes Güte soll und kann den Mut zum Kind in unserer Gesellschaft stärken.
10. Die besondere Betonung der Rolle der Kinder entspricht unserer Wirklichkeit. Die klassische Form, dass Eltern die Kinder lehren, muss unter unseren Bedingungen ergänzt werden: Kinder lehren Eltern! Sie bekommen über Kindergarten, Religionsunterricht und christliche Schulen einen Zugang zu

Themen, die ihren Eltern oft fremd und unbekannt sind. Über getaufte Kinder und über die Taufe der Kinder selbst bieten sich Möglichkeiten für einen „Wiederbeginn des Glaubens“ in den Familien, zum Teil mit einer Lücke von zwei Generationen.

11. Die Taufe spricht Menschen nicht nur über den Kopf an. Gerade bei der Kindertaufe gehen wir davon aus, dass die „Lehre“ auf die Taufe folgt. Am Anfang steht die Zusage Gottes an den Menschen. Besonders die Kindertaufe steht vor aller „Bekehrung“ und rechnet mit unterschiedlich ausgeprägten Frömmigkeitsformen, bei denen nicht nur zwischen „Glauben“ und „Unglauben“ unterschieden wird. An Kinder kann man sehen: Es gibt Wachstum im Glauben.
12. Über die Taufe und die konkrete Situation in den Familien und den kleinen Kirchengemeinden (incl. Statistik) lässt sich ohne weiteres in jedem noch so kleinem Gemeindevorstand über die zentralen Themen des Glaubens und unserer Kirche sprechen. Die Taufe ist ein praktisches, theologisches Thema, bei dem (fast) alle mitreden können, weil sie alle auch Betroffene sind.
13. Jede vollzogene Taufe wird zur Erinnerung an meine eigene Taufe bzw. zur Frage, warum ich nicht getauft bin. Über das Taufthema lässt sich das Thema der Taferinnerung neu beleben und damit das Fragen nach den Wirkungen des Getauftseins und des Glaubens in dem je konkreten Leben.
14. Über die uns überlieferten zahlreichen „Taufengel“ lässt sich heute ein besonders aktueller Bezug zwischen den Menschen und dem Taufthema herstellen. Diese meist barocken Genossen können heute zum Symbol dafür werden, was die Menschen sich erhoffen: Schutz und Begleitung. Der absolute Renner unter den Taufsprüchen ist z.Z. „Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen ...“ (Psalm 91,11)
15. Das Patenamtsamt wird eine neue Bedeutung erlangen und bietet Gemeindegliedern die Möglichkeit zu konkretem missionarischem Handeln an einzelnen jungen Menschen. Auch ganze Gemeinden können ihre missionarische Verantwortung dadurch wahrnehmen, dass sie Paten suchen und finden, die getaufte Kinder ungetaufter Eltern auf den Weg des Glaubens begleiten. Das muss allerdings mit ausgeprägtem Feingefühl passieren. Auch wer in seinem eigenen Umfeld keine Paten zu finden weiß, darf nicht als defizitär behandelt werden.

Alles in allem wird vielleicht deutlich, warum ich immer etwas gezögert habe vom „Jahr der Taufe“ zu sprechen. Ein altes Thema sollte neu aufgegriffen werden und ich hoffe sehr, dass das nicht mit dem Jahresende zu Ende geht. Wir können doch froh und bei den wenigen geborenen Kindern auch etwas erstaunt darüber sein, dass die Zahl der Taufen in unseren Kirchen gestiegen ist. Das ist ein Hoffnungszeichen und gibt auch neue Zuversicht für unseren Dienst.

5. Geistliche Herausforderungen Ost – über die EKD hinaus

5.1. Lassen wir uns „ausnutzen“?

Vor vielen Jahren hat der Gründervater der Christusbruderschaft von Selbitz, Pfarrer Walter Hümmer, einmal folgende Rechnung aufgemacht:

3000 gehören zur Gemeinde;

300 nehmen an einigen Angeboten der Gemeinde teil;

30 machen die ganze Arbeit

3 beten regelmäßig für die Gemeinde.

Die Zahlen haben sich im Laufe der Jahre kaum verändert und was eine „Nachwendeerkenntnis“ für den Osten war: Im Grunde sind die Zahlen bei uns nicht viel anders - nur „kleiner“ und wir müssen den 3000, die zur Gemeinde gehören noch ca. 10000 gegenüberstellen, die zu keiner Kirche gehören.

Das ist unsere Lage und es wird sich vermutlich auch nicht so schnell etwas daran ändern.

Walter Hümmer hat diese Lage auch nicht als dramatisch beschrieben. Das würde ja ausreichen, wenn das so wäre. Der Dienst der 30 und der 3 wäre gesegneter Dienst, aber sehr anstrengend.

Aber die Drei darin zu bestärken, dass die weiter beten, und die Dreißig, die die ganze Arbeit machen, zu bestärken, dass sie das trotzdem tun und nicht frustrieren darüber, dass die 2700 nie kommen, das ist eine große Aufgabe und eine große geistliche Herausforderung.

Der österreichische Theologe, Paul Zulehner sagt, eine richtige große Kirche hält es aus, dass ein paar Menschen hinter der Säule sitzen. Nur in der Sekte sitzt man immer in der ersten Reihe.

Problematisch wird es aber immer dann, wenn so viele hinter der Säule sitzen, so dass vorn alles leer bleibt. Ist da unsere Situation in unserer Gesellschaft?

In Nordelbien, wo die Synode sich in diesem Herbst mit dem Thema „Mission“ beschäftigt, ist ein Lesebuch mit Texten entstanden. Darunter sind Stimmen gesammelt, was die Leute sich von der Kirche wünschen. Ein Schüler sagt, – obwohl es theologisch eigentlich fürchterlich ist: „Ich wünsche mir von der Kirche, dass sie offen steht, wenn ich sie brauche, aber es nicht übel nimmt, wenn man sie nicht besucht.“

So sind sie die Menschen! Vermutlich mehr als wir denken! Und die sollen wir mögen! Für die sollen wir beten! Und da sage ich, das ist ganz schön anstrengend für unsere kleinen Kirchengemeinden. Wir können es doch deutlich aussprechen: Die Leute missbrauchen unsere Kirche einfach ein bisschen und wir sind gefragt, halten wir das aus. Viele Menschen haben ein Verhältnis zur Kirche wie zur Versicherung – nur bei einem Schadensfall treten sie in eine nähere Beziehung. Hier bei uns im Osten tun sie das, obwohl sie möglicherweise noch nicht einmal mehr ihren „Versicherungsbeitrag“ bezahlen.

Diese Leute haben wir doch massenweise. Wir haben viele Menschen, die nicht zur Kirche gehören, überhaupt nicht, die aber gar kein Problem haben, wenn z. B. eine Katastrophe passiert oder an bestimmten Gedenktagen oder beispielsweise bei der Einweihung der Frauenkirche in Dresden, da kommen die alle hin. Und was das Problematische daran ist: Danach bleiben sie wieder weg!

Wir haben in unseren Städten und Dörfern ganz viele kleine „Frauenkirchen“.

Und unsere Gemeinden erleben nun beides: Die Freude über das Wunder, dass schon aufgegebene Kirchen wieder restauriert werden konnten, dass Glocken und Orgeln erneuert werden können und ... sie erleben das andere, dass dann wieder der

normale Alltag einkehrt und die kleine Gemeinde gewissermaßen „unter sich“ bleibt – bis zum nächsten „Event“.

Ich beschreibe das hier etwas drastisch, weil ich davon überzeugt bin, dass wir als Gemeinde damit einen Dienst für die Gesellschaft leisten, den man nicht hoch genug schätzen kann, dass wir aber andererseits sehr viel an geistlicher Kraft brauchen, um das auf die Dauer durchzuhalten.

Also lassen sie uns besonders danach fragen: wie können wir die 30 und die 3 darin bestärken, dass sie ihren stellvertretenden Dienst für die anderen gerne und aus Überzeugung wahrnehmen.

5.2. Wer sind bei uns die Konfessionslosen?

Wenn wir nun aber die 10000 in den Blick nehmen, die nicht zur Kirche gehören, dann fällt uns für diese Menschen meistens eine Bezeichnung ein: das sind die Konfessionslosen.

Wir sind da noch sehr ungeübt und ungenau. Wir packen alle Leute, die nicht zur Kirche gehören, unter den großen Begriff „konfessionslos“. Allenfalls unterscheiden wir noch die Gruppe derjenigen, die aus der Kirchen ausgetreten sind und um deren Wiedereintritt wir uns bemühen wollen. Aber das sind ja nun längst nicht mehr alle. Besonders hier bei uns ist eine Gruppe immer stärker geworden, die – ich sage es einmal so – „ganz normal“ nicht in der Kirche sind. Sie sind noch nie auf die Idee gekommen, sich etwa als „konfessionslos“ zu begreifen.

Ein Arbeitsloser, ein Obdachloser, ein Heimatloser, ein Sprachloser, der weiß, dass ihm etwas fehlt. Ein heutiger „Konfessionsloser“ merkt überhaupt nicht, dass ihm etwas fehlen könnte, dem fehlt gar nichts. Es ist ganz anders als bei den sogenannten „Distanzierten“, die stehen wenigstens noch in einer bestimmten Relation, wenn auch in Distanz.

Es reicht heute meines Erachtens nach nicht mehr aus, sie alle unter einen Begriff zu subsumieren. Das ist völliger Unsinn – wir müssen längst fragen, was sind denn das für Menschen, wie „ticken“ die denn, was bewegt denn die Menschen, die nicht zur Kirche gehören.

Mir geht es dabei vor allem um die, die so „ganz normal“ nicht zur Kirche gehören, weil sie diese Frage nie ernsthaft beschäftigt hat. Sie haben überhaupt nichts dafür getan, nicht in der Kirche zu sein. Wieso auch?

Früher - und möglicherweise in manchen Landstrichen weiter westwärts – konnten Menschen „ganz normal“ in der Kirche sein. Sie brauchten dafür nie etwas zu tun. Sie brauchten sich nie dafür entscheiden. Die Eltern haben sie getauft und dann ging das bis zum Lebensende. Das war ganz „normal“, sie brauchten nie selbst aktiv werden. Nur wer die Kirche verlassen wollte, der musste eine bewusste Entscheidung treffen, musste zum Notar laufen und musste aus der Kirche austreten. Heute nimmt die Zahl der Menschen zu, die „ganz normal“ nicht in der Kirche sind, die sich nie entscheiden mussten auszutreten, weil sie nie drin waren. Und dieser Gruppe von Menschen, der müssen wir heute viel stärkere Aufmerksamkeit schenken, die müssen wir mögen und die müssen wir ernst nehmen.

Vor allem müssen wir wohl erstaunt und verwundert feststellen: Diese Menschen, die sich nie bewusst gegen eine Kirche entscheiden mussten, unterscheiden sich gar nicht so sehr von den Gemeindegliedern, die sich nie bewusst für eine Kirche entschieden haben. Wirklich voneinander unterscheiden sich diejenigen, die bewusst aus der Kirche ausgetreten sind, von denen, die bewusst in die Kirche eingetreten sind. Die große Zahl derjenigen, die sich nie hat entscheiden müssen, ist auch

untereinander gar nicht so sehr verschieden, wie wir möglicherweise denken. Wir haben solche Menschen aber überall in unserer Nachbarschaft und nicht zuletzt auch ziemlich zahlreich unter den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Diakonie. Wir ahnen auch, was für ein langer, gar nicht so leichter Weg es werden wird, denjenigen, die so „ganz normal“ nicht in der Kirche sind, zu einer bewussten Entscheidung für den Glauben und den Kirchenbeitritt zu helfen.

Dazu vier kleine Thesen:

- * **Wir brauchen einen sehr langen Atem und eine feste Zuversicht.**
- * **Wir müssen die „normalen“ unkirchlichen Menschen um uns her wirklich mögen.**
- * **Wir werden die Menschen nicht in Masse sondern als Einzelne gewinnen.**
- * **Wir werden mit den Kindern „neu“ beginnen müssen.**

5.3. Geistliche Herausforderung durch die Strukturanpassung?

Der nächste Punkt ist für mich ein genau so wichtiger geistlicher Punkt. Die EKD hatte ja schon vor zwei Jahren neue Grundlinien der Finanzpolitik festgelegt und wiederholt sie jetzt im Zukunftspapier. Wir haben das im Wesentlichen in der EKM übernommen und auch für den Prozess der „Strukturanpassung“ in der EKM zur Grundlage gemacht.

Danach sollte nicht mehr vorrangig das gefördert werden, was schon immer gefördert worden ist, sondern wir wollen das Neue und das Innovative fördern. Nicht das ehrwürdige Alter einer Aktivität soll das Kriterium sein sondern alles soll noch einmal auf den Prüfstand.

Aber das ist - so stellt es sich immer deutlicher heraus - Theorie. In der Praxis ist das ganz schwer umzusetzen und durchzuhalten. In der Praxis können alle locker Prioritäten setzen, das ist eine ganz feine Übung, aber Postoritäten zu formulieren und zu sagen, was lassen wir denn jetzt sein, womit hören wir auf, fällt ganz schwer und die Rechenkünstler sind am Werk und versuchen „Sparziele“ zu erreichen, ohne wirkliche Entscheidungen treffen zu müssen. Meine These: Auch hier handelt es sich im Grunde um eine geistliche Frage, nämlich die Frage danach, wie ich meine Arbeit und die Möglichkeiten meines Dienstes sehe.

Allerorten erleben wir jetzt, dass Leute, denen man sagt, dein Arbeitsbereich, deine Diakoniestelle, deine Projektstelle etc. wird gestrichen, dass die betroffenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sofort denken: ja, meine Stelle wollt ihr streichen, also ist meine ganze bisher geleistete Arbeit wertlos, es ist alles Mist gewesen. So kann eigentlich nur jemand reden, der nur auf ein Ziel hin denkt und merkt, ich habe es noch nicht erreicht. Wir alle werden aber unsere großen Ziele nie ganz erreichen. Es bleibt immer etwas offen, weil es immer Menschen geben wird, die das Evangelium hören sollen, denen wir – so heißt es im Ordinationsvorhalt – helfen sollen, „christlich zu leben und getröstet zu sterben“. Das wir nie zu Ende kommen. Also wäre es viel nötiger zu denken: Ich habe hier 20 Jahre gehabt, konnte hier etwas gestalten, die 20 Jahre werden gesegnet sein, weil sie geholfen haben, das Evangelium am Laufen zu halten. Aber so zu denken und zu reden, das bekommen wir nur ganz schwer hin, ohne meine ganze bisher geleistete Arbeit im Rückblick negativ bewertet zu sehen. Das ist ganz verbreitet in unserer Kirche, das muss man ganz deutlich sehen.

Die geistliche Freiheit zu einer anderen Sicht werden wir natürlich nur gewinnen, wenn unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht von Existenzsorgen bedroht werden, wenn klar ist, dass auch bei Veränderungen die Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiter nicht fallen gelassen werden. Es muss aber deutlich bleiben: die Fürsorge für die Mitarbeiter ist ganz deutlich von der Planung unserer Arbeit zu unterscheiden, auch wenn sich beide nicht voneinander trennen lassen.

Der Glaube muss es schaffen, auch eine Sache fröhlich zu beenden.

6. Erschrecken über den Tod von Pfarrer Roland Weisselberg

Auf ein Thema wurden wir vor wenigen Tagen erst mit einer Wucht aufmerksam gemacht, die uns alle schwer getroffen, erschüttert und ratlos gemacht hat.

Der selbstgewählte Tod unseres Bruders, Pfarrer Roland Weisselberg aus Windischholzhausen bei Erfurt, hat tiefe Fragen in uns allen hinterlassen.

- Trägt Gottes Wort nicht auch in Konfliktsituationen und bewahrt davor, unser Leben selbsttätig zu beenden?
- Hatte Bruder Weisselberg unter uns keinen Menschen mehr, der ihn von dieser schlimmen Tat hat zurückhalten können? Nehmen wir gegenseitig die Sorgen und Ängste, die uns umtreiben, deutlich genug wahr?

Diese Fragen haben wir in einem Brief vom vorvergangenen Sonntag an die Gemeindeglieder der EKM aufgeworfen.

Wir haben auch deutlich zum Ausdruck gebracht, wie sehr wir den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Augustinerklosters, den Schwestern vom Casteller Ring und zahlreichen Gemeindegliedern dafür dankbar sind, dass sie in der bedrückenden Situation besonnen und beherzt gehandelt haben. In unseren Dank haben wir die Polizei und die Rettungskräfte mit eingeschlossen.

Seine Tat können wir nicht gutheißen. Den Menschen Roland Weisselberg verwerfen wir nicht. Wir befehlen ihn der gnädigen Barmherzigkeit Gottes.

Viele, die Roland Weisselberg kannten, wissen, dass die Sorge vor einer weiteren Ausbreitung des Islam in Deutschland ihn in der letzten Zeit immer stärker umgetrieben hat. Als Kirche weichen wir diesem Thema nicht aus und nehmen die Sorgen der Menschen ernst.

Inzwischen habe ich zahlreiche sehr ernste Schreiben aus verschiedenen Teilen Deutschlands erhalten, die mindestens die Sorgen von Bruder Weisselberg teilen und verstärken wollen. Die Sorgen der Menschen gehen tiefer, als wir möglicherweise wahrnehmen, besonders hier im Osten, wo es ja kaum wirkliche Berührungspunkte zu Muslimen gibt.

Der islamische Fundamentalismus hat es geschafft, den Islam in ein Licht zu rücken, das Angst und Schrecken verbreitet. Es wird sehr darauf ankommen, dass sich muslimische Gläubige viel stärker als bisher von Terror und Gewalttaten distanzieren und deutlich machen, dass hier Glauben und Religion missbraucht werden. Zuletzt trifft das dann ja alle Religionen gleichermaßen und wir müssen ganz deutlich sehen, dass es gerade im Osten ziemlich viele Leute gibt, die sagen, wie gut, dass wir die Religion hinter uns haben, guckt sie euch doch an, die hauen sich nur gegenseitig die Köpfe ein – guckt nach Nordirland oder nach Palästina, schaut in den Irak. Wir können dann zwar darauf verweisen, dass auch Regime, die die Religion abgeschafft hatten, nicht friedlich waren und in aller Regel menschenverachtende Regime waren, aber wir sind den positiven Beweis schuldig: von Religion geht Frieden aus. Das ist eine Herausforderung, vor der wir stehen, mit der wir uns ganz massiv auseinandersetzen müssen – wir sind den positiven Beweis schuldig. Und gerade das Christentum, gerade wir Christen, können doch die Wahrheit unseres Glaubens nicht

mehr losgelöst von der Liebe behaupten. Gottesliebe und Nächstenliebe gehören zusammen. Die Schwierigkeit bleibt: Wie soll man das denn hinkriegen, klar zu seinem Glauben stehen, eindeutig zu sagen, jawohl Christus ist der Weg zum Heil, andere Wege sind falsche Wege – die kann ich dann zwar tolerieren, aber es sind falsche Wege. Kann ich das so sagen, kann ich es so liebevoll sagen, dass es ein anderer hören kann?

Als besonders bedrückend empfinde ich, dass unter den Briefen auch einige so von Hass erfüllte Texte und E-mails sind, dass man davor nur erschrecken kann. Dagegen ist unzweideutig festzuhalten: Als Christen stehen wir dabei vor der großen Herausforderung, dass unser Kontakt zu anderen und unsere Kritik an anderen im Geiste Jesu geschehen muss. Jesus fragt seine Jünger, als diese ärgerlich werden und am liebsten etwas Feuer vom Himmel regnen lassen wollen: „Wisst ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Der Menschensohn ist nicht gekommen, das Leben der Menschen zu vernichten sondern zu erhalten.“ (Lukas 9,55) In der Klarheit der Absage an jede Gewalt dürfen wir nicht wankend werden.

Es gab allerdings auch freundliche, aber nicht minder besorgte Briefe:

Ein Wirtschaftswissenschaftler aus Regensburg, der mit seinen Studenten, wie er schrieb, unsere kirchliche Reaktion auf den Tod von Bruder Weisselberg diskutiert hat, und der sich deutlich gegen „die ständige Wiederholung der Forderung nach mehr „Dialogbereitschaft der Christen“ mit dem Islam“ wendet, schließt seinen Brief mit folgenden Worten:

„Nach exakt 30 Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit im Kirchengvorstand einer evangelischen Kirchengemeinde hinterfrage ich natürlich ständig mein Tun und Handeln, fühle mich aber absolut sicher. Fremdenangst verspüre ich, übrigens wie alle meine Gesprächspartner, auch nicht. Zumindest keine Angst vor den noch überschaubaren Muslimen. Es ist insgesamt Resignation und die Vermutung, dass dieses Christentum untergehen wird.“

Geht es also mehr um die Sorge, die Sache Jesu könnte ins Hintertreffen geraten? Sind solche Resignationen begründet und wie begegnen wir ihnen? Sicher nicht mit Aufrufen zum Dialog, sondern wohl vor allem damit, dass wir es immer wieder lernen, den Verheißungen Gottes neu zu trauen.

Ich erinnere dazu an meinen Bericht vom Februar dieses Jahres, in dem ich im Blick auf den sogenannten „Karikaturenstreit“ 6 Punkte formuliert habe und die m.E. noch genauso gelten.

Ich bin dankbar, dass der Ratsvorsitzende, Wolfgang Huber, in seinem Ratsbericht in Würzburg in der vorigen Woche auch zu diesem Thema Stellung genommen hat. Er verweist dabei auf eine Handreichung des Rates der EKD, die in den nächsten Tagen erscheinen soll. Wolfgang Huber führte aus:

„An den geschilderten Auseinandersetzungen hat sich eine wachsende Sensibilität und Irritierbarkeit im Blick auf das Verhältnis zwischen westlich geprägter und islamisch geprägter Lebensform und damit auch im Blick auf das Verhältnis zwischen Christentum und Islam gezeigt. Vor einigen Tagen bin ich mit den Islambeauftragten der Gliedkirchen der EKD zusammen gewesen; eindrücklich wurde mir bei dieser Zusammenkunft bestätigt, wie intensiv und mit wie großer Sachkunde in unseren Kirchen die Information über den Islam und der Dialog mit ihm betrieben wird. Aber ich habe auch bestätigt gefunden, dass dieser Dialog durch den Lauf der Zeit keineswegs von selbst leichter wird. Kritische Nachfragen werden von Gesprächspartnern sehr schnell als Kränkung

empfunden; die Offenheit dafür, den anderen wirklich kennen zu lernen, ist nicht nur in christlichen Gemeinden, sondern ebenso auch in Moscheegemeinden unterschiedlich ausgeprägt. Die Befürchtung, dass islamische Gruppierungen sich abgrenzen, ist verbreitet.

Erschütternd ist, dass die Beschäftigung mit diesem Thema in unserer Kirche nun unter das Vorzeichen einer Selbstverbrennung geraten ist. Ich fühle mit all denen, die in persönlicher Nähe wie in kirchlicher Verantwortung von diesem Geschehen unmittelbar betroffen sind; hier in der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland trauern wir mit ihnen. Mir liegt aber auch daran, deutlich zu machen: Sorgen der Art, wie Pfarrer Roland Weisselberg sie zum Ausdruck bringen wollte, haben in unserer Kirche ihren Ort. Sie können zur Sprache kommen, ohne dass Menschen zu solchen selbstzerstörerischen Handlungsweisen greifen müssen. Wir beschäftigen uns mit dieser Thematik in einem Geist, den die in wenigen Wochen zugängliche neue Handreichung unserer Kirche über das Verhältnis zum Islam in ihrem Titel zum Ausdruck bringen wird. Dieser Titel heißt: "Klarheit und gute Nachbarschaft".

Am Ende bleibt der Schmerz über den Tod von Bruder Weisselberg und auch die Frage nach dem möglichen Versagen von Kirche und Seelsorge, die ihn nicht von dieser falschen Tat haben abhalten können.

7. Thesen zur Situation der Föderation

Wie schon so oft in den letzten Jahren gibt es natürlich für die besonders gewichtigen Themen dieser Synodaltagung wieder eigenständige solide Vorlagen und auch extra verantwortete Berichte. Ich bräuchte mich hier also nicht zum Thema Föderation und Standortfragen zu äußern.

Ich will dennoch – in 12 knappen Thesen - aus meiner Sicht zu diesem Thema sprechen, weil es doch viele Menschen im Lande und nicht zuletzt die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unseren Kirchenämtern in Eisenach und Magdeburg und in den Dienststellen des Diakonischen Werkes und anderer kirchlicher Einrichtungen und Arbeitszweige heftig bewegt. Das ist nur allzu verständlich. Dabei geht es mir um eine „Draufsicht“ auf den ganzen Prozess. Zu den Einzelheiten der anstehenden Entscheidung, sage ich bewusst nichts.

1. Das Ziel einer vereinigten Kirche ist und bleibt richtig. Auch wenn Hektik und Katastrophenstimmung nicht angesagt sind, wäre es m.E. unverantwortlich, jetzt, wo wir die finanziellen Möglichkeiten dazu haben und genügend Spielraum zum Gestalten vorhanden ist, untätig bleiben zu wollen und nichts zu tun. Wir sind es letztlich unseren Gemeinden schuldig, dass wir jetzt und vor allem auf der „oberen“ Ebene unserer Kirche die Weichen dafür stellen, dass dort die Arbeit praktischer und kostengünstiger gestaltet werden kann, damit in den Gemeinden und Kirchenkreisen bei allen nötigen Veränderungen so wenig als nötig Kürzungen vorgenommen werden müssen. Der größte gesamtkirchliche „Brocken“ ist nun einmal unser gemeinsames Kirchenamt.
2. Dennoch muss nicht in übertriebener Eile gehandelt werden. Wir brauchen klare Ziele und einen möglichst kontinuierlichen, aber in seiner Geschwindigkeit dem menschlichen Maß angepassten Weg zu dem Ziel einer vereinigten Kirche. Natürlich ließe sich das alles auch noch etwas hinauszögern. Für unsere

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wäre es aber allemal besser, es entstände einigermaßen Klarheit.

Unsere Kirche will auch weiterhin ein verlässlicher Arbeitgeber bleiben. Aber bisher bleiben alle Fürsorgeversprechen für unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vage und ungenau. Nur bei Klarheit über das Ziel kann wirkliche Planung geleistet und können konkrete Wege für einzelne Betroffene in Kirche und Diakonischem Werk gesucht werden.

3. Als wir uns auf den Weg machten, musste allen klar sein, dass die eigentlichen Schwierigkeiten und Probleme erst kommen würden. Die traditionell anderen Strukturen und gewaltigen Unterschiede in der Gestaltung kirchlicher Arbeit treten immer deutlicher hervor, je mehr wir voneinander wissen. Das ist in sich nicht verwunderlich.
Verwunderlich ist für mich allerdings die jetzt mancher Orten zu spürende Verzagtheit und resignative Stimmung. Wir können doch nicht vor den Schwierigkeiten so schnell kapitulieren, nur weil wir möglicher Weise nicht so schnell und problemlos vorankommen, wie wir es uns gewünscht hätten.
4. Unter dem Eindruck der Schwierigkeiten, die jetzt bei den so wichtigen Themen der Standortsuche naturgemäß auftreten, werden leider auch alle die kleinen, mühsam erreichten Erfolge der Zusammenarbeit übersehen. Wer nüchtern und ehrlich nachprüft, wird sicherlich einige Punkte benennen können, an denen sich die Zusammenarbeit noch nicht ausgezahlt hat. Daneben stehen aber so viele andere Arbeitsfelder, Einrichtungen und Werke unsere Kirche, für die ist es immer mehr zur Selbstverständlichkeit geworden, miteinander für das Ganze zu denken. Vieles davon ist für uns längst selbstverständlich geworden. Langsam und schrittweise haben wir die Verantwortung und Zuständigkeit der Föderation erhöht. Dieser Weg kann getrost so fortgesetzt werden.
5. Die bisher gegangenen Schritte waren nicht ohne Anstrengungen zu schaffen. Viele Arbeitsgruppen haben in unendlichen Sitzungen und Debatten viel erreicht. Einigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, besonders in der Referentenebene des Magdeburger Kirchenamtes, wurde durch die Veränderungen ihres Arbeitsfeldes Erhebliches zugemutet. (Ich habe im letzten Jahr davon ausführlichen berichtet.) Jetzt geht es um eine neue Qualität der Entscheidungen.
6. Jetzt sind wir an einer wichtigen Weichenstellung angelangt. Nächste zu gehende Schritte, wie die Zusammenlegung von Standorten, sind von so hoher Brisanz, greifen so stark in die Lebens- und Arbeitsverhältnisse aller unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Ämtern und Dienststellen ein und sind auch nicht ohne erhebliche Kosten zu haben. Deshalb ist es m.E. ganz richtig und konsequent, dass wir einen solchen Schritt nur dann gehen, wenn über das Ziel einer Vereinigung unserer beiden Kirchen Klarheit herrscht. Deshalb sind die Synoden gebeten, jetzt nur eine Tendenzaussage zu treffen.
7. Alles hängt natürlich irgendwie mit allem zusammen: Der Standort für Kirchenamt, der Bischofssitz und die Standorte von Einrichtungen und Werken, die Finanzstruktur und die Besoldungsfragen, die „Mittlere Ebene“ und die „Geistliche Leitung“. Am Schönsten wäre es natürlich, es ließe sich alles „im Paket“ lösen, gewissermaßen am grünen Tisch in einer völligen „Neukonstruktion“ von Kirche. Das ist eine Illusion und wird nicht funktionieren. Was wir aber brauchen ist, dass

wir die Folgen unserer Entscheidung mit einkalkulieren können: Etwa: Was bedeutet eine Entscheidung für einen Standort des Kirchenamtes für einen möglichen Standort des Diakonischen Werkes?

8. Die Kirchenleitung hat deshalb versucht, für die anstehenden Entscheidungen klare Vorgaben und Rahmenbedingungen zu benennen. Ein fester Kostenrahmen soll dafür ebenso gelten wie die strengen Rahmenkriterien, die wir formuliert haben.
Die Vereinigung unserer Kirchen ist richtig. Allerdings nicht um jeden Preis. Es gilt, sich darüber zu verständigen, welche Kosten sinnvollerweise aufzuwenden sind. Es ist ein bleibendes Verdienst der „Machbarkeitsstudie“, da zu deutlich mehr Klarheit geholfen zu haben.
9. Wir brauchen am Ende natürlich auch den Mut zum Risiko und den werden wir nur dann aufbringen, wenn wir ehrlich darüber Rechenschaft geben, dass unser Tun und Entscheiden von dem Willen getragen ist, die bestmögliche Variante und Struktur zu finden, die den Lauf des Evangeliums im Lande unterstützt. Niemand kann sagen, dass sein Vorschlag der einzig richtige ist, aber alle müssen wir uns Rechenschaft darüber geben, dass uns eben doch auch eigene Interessen und Emotionen leiten. Die hüllen sich dann manchmal in grundsätzliche theologische Gewandung und geben vor, ganz im „Interesse der Gemeinden“ zu sein.
10. Für die „Mittlere Ebene“, über die wir hier ja noch ausführlich reden werden, zeichnen sich Lösungen ab, die damit Ernst machen wollen, keine Seite zu überfordern und genügend Spielraum auch für unterschiedliche Gestaltung, möglicherweise noch über einen längeren Zeitraum, zu geben. Auch hier ist keine Hektik angesagt und Gleichmacherei beschädigt in der Tat funktionierende Systeme. Ich sehe jedenfalls mit großer Hochachtung auf die Arbeitsergebnisse unseres „Redaktionsausschusses“.
11. Ähnliches gilt sicher auch für die Finanzstruktur unserer Kirche. Auch da wird es Unterschiede geben können und geben müssen. Diese Unterschiede, mit denen wir getrost noch eine Weile leben können, bedeuten für mich nicht, dass wir nicht dennoch auf eine Vereinigung unserer Kirchen zugehen können und sollen. Eine gemeinsame Leitung, die die Gremienvielfalt deutlich „eindämpft“ und die Sitzungs- und Reiseintensität deutlich reduziert, ist auch dann machbar, wenn in den Kirchenkreisen unterschiedlich verwaltet und finanziert wird.
12. Wir werden uns ohnehin darauf einstellen müssen, dass es auch innerhalb unseres gemeinsamen Kirchengebietes zu ganz unterschiedlichen zukünftigen Entwicklungen kommen wird. Längst gibt es auch auf dem kirchlichen Felde nicht mehr nur Ost–West–Unterschiede. Längst haben wir schon im Osten selbst erheblich differenzierte Entwicklungen und wir werden auch Gestaltungsfreiräume brauchen, um dieser Entwicklung gerecht zu werden.
Die große geistliche Aufgabe wird sein, trotz unterschiedlicher Entwicklung den Zusammenhalt zu wahren: Nämlich uns mit denen zu freuen, die Aufbruch und Wachstum erleben dürfen, und denen bei zustehen, die möglicherweise Abbrüche und Schrumpfung (möglichst fröhlich und zuversichtlich) durchstehen müssen.

„Laß mich mit Freuden / ohn alles Neiden / sehen den Segen, / den du wirst legen / in meines Bruders und Nächsten Haus. / Geiziges Brennen, / unchristliches Rennen / nach Gut mit Sünde, / das tilge geschwinde / von meinem Herzen und wirf es hinaus.“
(Paul Gerhard EG 449,6)

8. Anmerkungen zu einigen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Tage

8.1. Armut, Reichtum, Sonntagsschutz – die Themen der EKD-Synode in Würzburg

Über die letzte Tagung der EKD-Synode in Würzburg steht ein eigener Bericht auf unserer Tagesordnung.

Dennoch denke ich, dass neben der Debatte über das Perspektivpapier vor allem das Schwerpunktthema der Synode für uns von großer Bedeutung sein dürfte: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk – Armut und Reichtum in unserer Gesellschaft“ Dieses unsere Gesellschaft so sehr bewegende Thema ist von der Synode gründlich vorbereitet worden. Es lohnt sich für uns alle, uns mit den Materialien, dem synodalen Lesebuch, mit der Bibelarbeit und den Referaten sowie mit der von der Synode verabschiedeten Kundgebung eingehend zu befassen. Die Texte sind im Internet alle verfügbar und werden bald auch als Broschüre für die Diskussion in unseren Kirchenkreisen und Gemeinde bereit stehen.

Im Zusammenhang des Rechenschaftsberichtes von Bischof Wolfgang Huber wurde noch einmal ausdrücklich auf die auch in unseren Bundesländern laufenden Debatten über den Ladenschluss und den Sonntagsschutz für die Adventssonntage diskutiert.

Wir haben uns als Kirchenprovinz schon oft in die Debatte eingebracht und die Position unserer Kirche ist deutlich genug geworden.

Wir sind immer davon ausgegangen, dass ein Ladenschlussgesetz und der Schutz der Sonn- und Feiertage zwei nicht vollkommen zu trennende aber wohl zu unterscheidende Dinge sind. Beim Sonntagsschutz handelt es sich um ein hohes, vom Grundgesetz geschütztes Gut. Es ist ein gemeinsames Gut aller und darf nicht den Interessen einer gesellschaftlichen Gruppe geopfert werden. Kompromisse und Ausnahmeregelungen kann man einigermaßen akzeptieren, wenn das Prinzip des Sonn- und Feiertagsschutzes klar ist und unverrückbar feststeht und wenn man nicht den Eindruck haben muss, dass die umstrittenen Ausnahmeregelungen eigentlich dazu benutzt werden sollen, das Prinzip immer mehr auszuhöhlen.

Dem müssen wir widersprechen und das haben wir immer wieder auch getan.

Im Blick auf den Ladenschluss ist eine andere Lage gegeben. Wir gehen davon aus, dass es sich dabei nicht um eine „kirchliche Frage“ handelt. Es müsste im demokratischen Staatswesen gelingen, die verschiedenen Interessen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Einzelhandel, von den Gewerkschaften und den verschiedenen Unternehmern zu einem guten und für alle tragbaren Ausgleich zu bringen.

Für uns als Kirche wird die Sache erst dann Ernst, wenn dieser Interessenausgleich nicht wirklich gelingt und einzelne Gruppen unter die Räder zu kommen drohen. Ich sehe die Entwicklung und die Diskussionen in unseren Bundesländern mit großer Skepsis. Zahlreiche Gespräche der letzten Zeit mit kleinen Gewerbetreibenden und

Handwerksbetrieben lassen mich jedenfalls befürchten, dass hier doch die großen Unternehmungen und Handelsketten, die großen Einkaufszentren in Innenstädten und „auf der grünen Wiese“ einen enormen Druck auf kleinere Betriebe und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Einzelhandel ausüben. Auch solche Händler, für die sich verlängerte Öffnungszeiten nicht einmal rechnen und die von sich aus nicht auf die Idee kommen würden, ihr Geschäft zu öffnen, sehen sich gezwungen mit den Großen „mitzuhalten“ und sich selbst bis an den Rand des Erträglichen auszubeuten, wenn sie nicht vom Markt verschwinden wollen. Der Hinweis darauf, dass ja niemand gezwungen würde, sein Geschäft zu öffnen, ist nur in der Theorie richtig.

Der Gesetzgeber ist hier deutlich gefordert, für einen angemessenen Interessenausgleich zu sorgen. Dabei ist vor allem auf diejenigen zu achten, die ihre Interessen nicht so laut und werbewirksam äußern können, wie das die Großen nun einmal können.

Freilich, und das ist bei all den Fragen um Ladenschluss und Sonntagsruhe immer auch zu sagen: Bei diesen Themen reden wir nie nur zum Fenster hinaus sondern immer auch zu uns selbst. Sofort und direkt sind wir als Synodale, als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und als Gemeindeglieder danach gefragt, wie wir es selbst mit der Sonntagsruhe und der Heiligung des Feiertages halten und ob wir mit unserem Einkaufsverhalten nicht dazu beitragen, dass Mütter und Väter zu nächtlicher Stunde als Verkäuferinnen und Verkäufer in den Einkaufszentren und Warenhäusern stehen müssen, wo sie doch besser bei ihren Familien wären.

8.2. Demokratiemüdigkeit im Lande?

Mit unseren Landesregierungen beunruhigt auch uns die Zunahme rechter Gewalttaten und neonazistischer Umtriebe. Gewalttaten sind Verbrechen und deshalb vom Staat zu verfolgen, ohne Wenn und Aber.

Aber, und das ist noch mehr Grund zur Beunruhigung, rechte Gewalttaten bilden nur die Spitze eines Eisbergs. Beunruhigen muss uns ebenso die wachsende Staats- und Demokratieverdrossenheit, längst nicht mehr nur bei jungen Leuten und vor allem bei Mitbürgern, die ganz bestimmt nicht gewalttätig werden.

Es entsteht für eine Demokratie eine schwierige, bedenkliche Lage, wenn immer mehr Menschen das Gefühl haben, der Staat nimmt seine Aufgaben als Staat nicht mehr richtig oder nur noch unzureichend wahr. Viele haben den Eindruck mit ehrlicher Arbeit gehörst du bald zu den Verlieren. Die Gauner haben alle Möglichkeiten. Diejenigen z.B., die Rechnungen nicht bezahlen, werden vom Rechtsstaat mehr geschützt als die, denen das Geld zukommt. Prozesse und Rechtsstreit kosten viel Geld und dauern so lange, bis du für dein Geschäft Konkurs angemeldet hast. Jeder hat die Freiheit, die Hilflosigkeit und Unbedarftheit der Schwächeren auszunutzen und andere abzuzocken. Verbraucherschützer machen sich strafbar, wenn sie die Namen von betrügerischen Firmen veröffentlichen wollen. Die EU erlässt derweilen Verordnungen, wie krumm eine Salatgurke sein darf, damit sie nach EU-Norm noch „Salatgurke“ heißen darf.“

Ganz schlimm ist dran, wer sich zu wehren versucht und zu Mitteln der „Selbstjustiz“ greift. Natürlich ist Selbstjustiz im Rechtsstaat nicht hinnehmbar, aber wenn das Gefühl vorherrscht, der Staat schafft es nicht, dem Übel zu begegnen, dann dauert es nicht lange, dass sich Resignation breitmacht. Die Resignation ist da nur eine erste noch relativ harmlose Reaktion, aber auch die muss ein demokratisches Staatswesen aufhorchen lassen, denn Demokratie lebt von der freiwilligen Mitgestaltung und Beteiligung der Bürger. Resignierte beteiligen sich nicht, die fehlende Wahlbeteiligung ist dafür ein erster Hinweis. Resignierte ohne Vertrauen und Orientierung sind leicht manipulierbar und schnell für einfache Lösungen,

Schuldzuweisungen und pauschale Verurteilungen zu gewinnen. Diejenigen, die vom zermürbenden Kleinkrieg, ewigen Rechtsstreiten und bürokratischen Hindernisläufen kaputtgemacht und müde geworden sind, sind anfällig für Versprechen, die „kurzen Prozess“ verheißen.

Was ich hier etwas übertrieben deutlich beschreibe, passiert nicht etwa nur am rechten Rand der Gesellschaft.

Wir haben für all das keine schnelle und wirksame Lösung. Demokratie ist anstrengend und mühselig, aber doch jeder Diktatur deutlich vorzuziehen. Wir merken, dass hier Fragen auch auf unsere Kirche zukommen, die wir sehr gründlich werden bearbeiten müssen. Es ist gut, das wir diesen ganzen Themenkomplex in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung in unsere Fortbildung aufnehmen. Wir haben doch mit den Menschen zu tun und sind ihnen (hoffentlich) nahe.

Ich komme zum Schluss.

Im Rückblick auf die Synodaltagung von 1946 können wir froh und dankbar sein über die Situation, in der wir heute versuchen können, Kirche zu gestalten und das Evangelium am Laufen zu halten.

Freilich haben wir unsere Sorgen und stehen manchmal vor schier unüberwindlichen Hindernissen. Das ist so und das wird so bleiben. Im Grunde aber können wir froh und dankbar dafür sein, wie es uns heute geht.

Das sage ich auch bewusst im Blick auf mein Bischofsamt, das ich jetzt schon 9 ½ Jahre ausüben darf. Ich kann immer nur erstaunt feststellen, dass ich es leichter hatte als alle meine Vorgänger. Dafür bin ich dankbar. Meine Kirche hat mir ein schönes Amt angetragen, das ich aber - so denke ich – auch gerne wieder abgeben kann, weil ich nicht der Erste in diesem Amte bin und bestimmt auch nicht der Letzte sein werde.

Ich wünsche unserer Synode den fröhlichen Mut festen Glaubens und die Kraft zu nicht allzu zögerlichen Beschlüssen.

Ich zitiere zum Schluss die letzten Sätze aus dem „Wort an die Gemeinden“, welches die Synode von 1946 verabschiedet hat:

„Wenn wir uns hinwenden zu Christus, dann werden wir der Welt mit unserem Wort und mit unserem Leben das Heil Gottes zeigen und ihr damit den Dienst tun, zu dem Christus selbst uns ruft.

Wir sind von ihm gerufen, wir die Gemeinde, die sich um Gottes Wort, um Gottes Tisch versammelt. Uns hat Gott seine Gabe besonders geschenkt. Uns ruft er selber darum das Wort zu:

„Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden; denn ich bin Gott und keiner mehr.“